

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 27 (1886)

Artikel: Des Kalenders lieber Vater selig
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Des Kalenders lieber Vater selig.

„Noch eins, lieber Kalender! Wenn dich Jemand fragt, wer wohl dein Vater sei, so gib zur Antwort: Du dürfst es nicht sagen, es schide sich nicht. Wollen es aber die Leute durchaus wissen, so sag' es ihnen, man habe mehrere Geistliche im Verdacht.“ So schrieb der hochwürdige Herr Pfarrer und bischöfliche Kommissar Remigius Niederberger dem ersten Nidwaldner-Kalender vom Jahre 1860 in „seine Lebensregeln und Marschroute“.

Pfarrer Niederberger sel. war der Urheber und erster Anreger dieses neuen Kalenders. Er hat ihm deßhalb nicht nur billiger Massen obige Lebensregeln auf seine erste Fahrt durch's liebe Vaterland in den Habersack gesteckt, sondern 25 volle Jahre lang hat er den Kalender auf seinem Lebenswege begleitet, durch ihn das katholische Schweizervolk unterhalten und belehrt, ein Vierteljahrhundert lang durch den Nidwaldner Kalender dem katholischen Schweizervolk unter dem Kleide von Gesprächen, Geschichten und Reisebeschreibungen die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche gepredigt, die religiös-politischen Fragen der letzten Jahre erklärt, das Volk über die wichtigsten Fragen der Gegenwart aufgeklärt. Wie er aber die Feder, mit der er den Beitrag zum 25igsten Kalender geschrieben, niederlegte, hat der liebe Gott ihn heimgerufen zur frohen Jubelfeier im ewigen Kalenderjahr des Himmels. In seinem Testamente aber sagt uns Pfarrer Niederberger wörtlich: „Die Kalender, ja diese ganz besonders sollen wohl in's Auge gefaßt werden. Es wäre mein sehnlichster Wunsch, daß der „Nidwaldner Kalender mit vielem Fleiß fortgesetzt werden möchte.“ — Wir beginnen, dieser Mahnung folgend, mit dem Jahrgang 1886 das zweite Vierteljahrhundert des Nidwaldner-Kalenders, hoffend, der liebe Gott werde uns „Männer finden lassen, welche volksthümlich zu schreiben wissen“, damit das gläubige Volk über die religiösen und kirchlich-politischen Fragen belehrt würde.

Würdiger und besser wissen wir diese neue Reihenfolge nicht zu eröffnen, als indem wir aus dem Leben des Stifters und Vaters des Kalenders Einiges erzählen.

1. Des Kalenders Vater in der Jugend und als Student.

Dallenwyl ist eine kleine Ortschaft in Nidwalden, hatte bei der Volkszählung 1880 nur 701 Seele. Der Steinibach, ein wilder, ungezügelter Bursche, der unverschämteste Wiesberger, hat fast das ganze Gelände zu seiner Pachtalen gewählt und seinen breiten, steinharten Bettsack mitten in's Dallenwyl hineingeworfen. Es ist erst die zweite Filiale der großen Kirchengemeinde Stans, hat einen geringen Uerthnußen, wenig reiche Herren, aber viele arme Leute ohne Verdienst und Brod. Hingegen sind diese „armen Dallenwyler“ einewäg nicht die dümmsten und nicht die schlechtesten im Lande. Wenn Jemand den 84ger Kalender, wo die Märkte entweder gar nicht oder z'hinderfür angegeben waren, noch bei Handen hat, so kann er dort unter Anderem folgendes lesen: 1. daß unter den Bundesrathen kein Dallenwyler ist, denn sie sind durch's Band weg ultramontan; daß dagegen 2. im eigenen Lande Nidwalden ein Dallenwyler, der Nationalrath Robert Durrer, regierender Landammann ist; ein anderer Landsäckelmeister, Michael Odermatt; ein Dritter und Vierter Präsident und Vizepräsident des Obergerichtes: Constantin Odermatt und alt Regierungsrath Karl Odermatt; zwei Andere Landschreiber (Robert Wagner und Ferdinand Niederberger) und „andere ehrbare Lüt guuog“. Die Dallenwyler sind nicht nur z'vorderst im G'stellen des Staatswagens, sondern regieren auch viel in der Kirche Gottes.

„Wo ist nä chlini Gmeind im Land,

Wo sövel Geistlich hed?

Es gäb, bigopp! ä dickä Band,

Wemm mä sie b'schrybä wett.

Zum Byspiel ist nu Einä da,

Wo au nu anis dänkt;

Er hed nä rothä Tschoppen a,

Wo ihm der Papst geschänkt.“

Es ist dieß des Nidwaldner Kalenders lieber Vater sel., Kommissar und päpstlicher Kämmerer Remigius Niederberger. Und den Vers hat er selbst 1869 aufgesetzt.

Schier mitten im Steinibach, nämlich im „Petermattli“ zu Dallenwyl wurde am Feste



Remigius Niederberger,
Pfarrer von Stans, bischöfl. Commissarius und päpstlicher Ehrenkämmerer.

Maria Geburt im Jahre 1818 Remigius Niederberger geboren. Seine Mutter war eine Katharina Odermatt aus der Dableten; sein Vater hieß Kaspar Joseph, ward später Uerthivogt und hielt eine Zeitlang zu Dallenwyl die Schule, d. h. er konnte recht ordentlich schreiben, rechnen und lesen. Wenn Kaspar Joseph Präsident und Verwalter der Korporation Dallenwyl gewesen, so bedeutet das, daß er ein braver Mann, das sind nämlich alle Uerthivögte im ganzen Lande seit Maunsdenken, aber bei weitem noch nicht, daß er ein reicher Mann gewesen ist. Also Herr Uerthivogt Kaspar Joseph Niederberger war ein armer Mann und der Mutter Sachli hat sie an das Heimwesen „Dürrennagel“ gegeben, das ihr Mann bald nach Migelis Geburt gekauft hat. Aber den „Dürrennagel“ hätte der Vater nicht kaufen müssen, weil er etwa erwarten konnte, Migeli gebe ein baumstarker Knecht und Werchmann des Heimwesens ab. Im Gegentheil, dieser war klein, blaß und schwächlich, und wie er einige Jahre alt geworden, so kam das Scharlachfieber in's Haus und hat sich dem Migeli, dem Klarli und dem Annamarili auf's Gehör geschlagen, so daß der erste seither am rechten Ohr gar nichts mehr gehört hat. Das Gehirn aber hat das Scharlachfieber ihm nicht angegriffen und reden hat er auch noch können, wie er wieder aufgestanden ist, darum hat er in der Schule unmäßig gut gelernt und ist bei weitem der Beste stets gewesen. Zur selben Zeit war in Dallenwyl Herr Eligius Widmer von Paar Kaplan-Vikar, ein Priester, dem daran gelegen war, talentvolle Knaben für's Studiren zu angaschiren. Der ist einmal in den Dürrennagel hindern gegangen und sagte zum Vater: „Eh, Kasparsepp, ich hätte etwas wollen mit Euch reden. Euer Migeli ist ein so talentvoller, geschickter Knabe in der Schule, daß ich für ihn möcht' angehalten haben, daß ihr ihn lasset studiren, es könnte noch etwas Rechtes aus ihm werden.“ — „Herr Vikari, ich meine, ihr machet die Sache wohl groß mit dem g'lernig sein, er wird's wohl nicht viel besser können in der Schul, als die andern Buben in seinem Alter und dann kostet das Studiren heut zu Tag gar viel Geld, wir vermöchtens wahrli nicht, die andern sieben „Gosen“ wollen auch g'essen haben; und wenn sie's auch nur schlecht haben, so kostet's doch. Und dann dünkt mich, der Migeli sei d'miserablichen; er kommt wohl schwerlich auf. Sonst kommt ihm schon allerlei Widwerthiges in

den Kopf, nicht, daß ich ihn etwa nicht möchte.“ „Eh, was schwächlich sein anbelangt, so ist das ein Zeichen, daß er eher zum Geistlichen, als zum Bauer berufen ist. Und lernen thut er einmal gut und brav ist er auch, unverdorben, offen und erst noch bethaft, was sonst nicht alle Buben sind.“ Kaspar Joseph versprach, mit der Mutter zu reden. — Nun, das, was sie am Abend und die folgenden Tage miteinander berathschlagt und gemeinigt haben, kann ich jezt allerdings nicht mehr Wort für Wort erzählen, es wird auch nicht nöthig sein. Aber das kann ich mit Bestimmtheit sagen, im Dürrennagel hat man die Sache als eine hochwichtige Angelegenheit angesehen, von der das zeitliche und ewige Glück des lieben Kindes abhange und deshalb das „Für“ und „Wider“ wohl überlegt, ehe und bevor man dem Vikari den Schluß aushingegeben hat.

Im Allgemeinen machen es die Eltern mit der Berufswahl ihrer Kinder ungemein ring und leichtfertig; gar oft verstehen die Eltern nicht einmal, ihren und ihrer Kinder zeitlichen Nutzen zu wahren, und am wenigsten denken sie daran, Gottes Willen im heil. Gebete zu berathen. Der Eine hat ein großes Heimwesen, Alpen und Vieh. Was will der anders, als seine 7 Buben wieder zu tüchtigen Bauern erziehen. Als 5jährig nimmt er diese mit in den Stall, und sobald die kleinen Hände groß und stark genug geworden sind, müssen sie helfen hirtten und melken; im Sommer stellt er sie an den Rechen und lehrt sie, mit der Heuburde aufstehen u. s. w. So gewinnen sie Land und Vieh lieb und bald auch die harte Landarbeit. In den Dörfern und Städten wird der Handwerker seinen ersten Bub wieder das eigene Handwerk erlernen, der Handelsmann seinen Sohn für den Laden erziehen, der Fabrikant, der Wirth zc. zc. wollen die Nachfolger ihres Stammes auch zu Nachfolgern ihres Geschäftes haben, und wenn sie klug sind, werden sie schon die lieben Kinder in ihrer Jugend dazu herriichten. Und gewöhnlich fahren sie da nicht schlecht, wenn Jeder wieder in jenem Kreise wirkt und arbeitet, in den ihn das Vaterhaus, die Geburt gestellt. Gewöhnlich ist dieser Wirkungskreis auch der von Gott dem Menschen angewiesene Beruf, und nur wenige sind es, welche durch besondere Fähigkeiten verrathen, daß ein anderer Weg es wäre, als der gewohnte, den sie in ihrem Leben zu wandeln hätten. „Einfach wandeln heißt sicher wandeln“, sagt der Herr Delan zu

Einsiedeln. — Sind aber viele Buben so in einer Dörferfamilie, so hat schon mancher, ernste Vater und brave Mutter graue Haare bekommen, ehe und bevor diese jungen Leute nur einen Berufszweig ergriffen hatten, der ihnen einst ehrliches Brod und innere Zufriedenheit geben soll. Andere Eltern aber bekommen darüber keine grauen Haare; sie schicken den ersten Buben zu einem Schneider, den andern zu einem Schreiner und den dritten zu einem Schlosser in die Lehre und befragen weder die Kräfte und Fähigkeiten des Knaben, noch dessen Neigungen. Daher kommt's dann, daß der junge Handwerks- oder Geschäftsmann einmal mit seinem Metier unzufrieden wird. Der Schlosser verkauft dann den Amboss und erwirbt ein Heimwesen und wird ein Bauer; der Schuster wird Dichter, wie weiland Hans Sachs sel. zu Nürnberg u. s. w. Noch andere Eltern in Städten und Dörfern machen's noch einfacher, sie lassen ihre Kinder auf der Gasse laufen, bis sie Taugenichtse und Tagediebe geworden sind. Wenn Einer einmal so ein fauler Thunichtgut ist, so ändert er sein „G'schäft“ nicht mehr, sondern bleibt ein Lump, wie ihn die dummen Eltern erzogen haben. Und wenn die Bauern ihre Söhne und Töchter nicht von der ersten Jugend an zur strengen Arbeit anhalten, etwa weil das Söhnlein so unmäßig reich werde, daß es einstens nichts zu arbeiten, sondern nur zu regieren brauche, so gibt dieser Bauernsohn auch ein Lump, wie der Dörferbub, und wenn er auch ein „vornehmer“ ist. — Nun, der Dürrennagelsparsepp hatte vorläufig auch nichts anderes gedacht, als aus seinen Buben Bauern zu machen, wie er selber Einer war; hat auch den Migeli mit ihm z'Malp genommen, da er auf Eggwald Rinderhüet gewesen und ihm allweg die Arbeit an die Hand gegeben. Migeli hätte zwar ä Ding noch nicht so ungeschickt angegriffen, aber er hatte einen zu schwächlichen Leib, der für die harte Arbeit des Landmanns wenig taugte. Dagegen hatte ihn der liebe Gott mit herrlichen Gaben des Geistes ausgerüstet, die ihn gar sehr für einen höhern Stand befähigten. Ein einfacher Vikar war aber von der Vorsehung auserwählt, dieses Goldkorn aus dem wilden Dallenwöler Steinibach hervorzuheben und es auf den rechten Weg zu stellen, damit es seiner ewigen Bestimmung entgegenwachse.

Rasparssepp und die Rathri sel. entschlossen sich endlich, es einmal zu probiren und den

Migeli Lateinisch lernen zu lassen. Zuerst konnte er vergeben zum Hr. Vikari in die Schule, und als er im Jahr darauf nach Stans zu den Kapuzinern gekommen, konnte er gleich in die zweite Klasse. Kosttag bekam er in Stans und Niederdorf genug und welche? Er hatte es einmal besser als daheim und war wohl zufrieden. Dann bekam er drei Jahre nacheinander das Stipendi nach Engelberg, bis er in die Philosophie und Theologie zu den Jesuiten nach Freiburg kam und da haben ihm auch wieder gute Leute dazu verholfen, tröste sie Gott im Himmel oben — sind jetzt Alle schon lange gestorben. —

Das ist aber nicht ganz so ring u. g'leitig gegangen, wie ich es jetzt niederschreibe und du es jetzt liesest, lieber Leser. Behüet's! nein! Wenn nämlich so ein armer Knabe studiren will, so bedarf er nebst der Hülf Gottes zweier wichtiger Dinge: erstlich eines guten, gelernigen Kopfes, und zweitens eines fluoheisenfesten Willens; ich meine, er selbst muß in seinem Innern den Beruf fühlen zu einem gebildeten Stand, sonst kommt er nicht zum Ziel. Des Knollibanis Simen hatte z. B. auch einen guten Kopf, mit dem er ein neues Tennthor eingeschossen und Alles hat er gut gelernt, nur Lesen, Schreiben und Rechnen wollte ihm nicht recht inen, aber es hat ihm am guten Willen gefehlt. Niederberger hatte aber einen b'sinnten Kopf, wie nicht gleich ein Anderer. In Stans hat er einmal das silberne und zweimal das goldene Prämie gezogen, und war doch noch viel kränklich, daß er nicht immer hat studiren können. Darum hat er auch immer Wohlthäter getroffen, die ihn unterstützten, und die Herren Professoren haben einen so talentvollen Studenten auch wohl mögen. Ja, man sagt: die Jesuiten hätten es gerne gesehen, wenn er bei ihnen in den Orden getreten wäre. Aber Remigi Niederberger wollte Weltpriester werden. Das hatte er in Engelberg schon ausgemacht. Dort hatte ihn, wie er noch in der Rhetorik war, das stille Kloster mit seiner Ordnung, seinem Frieden gar mächtig angezogen und er meinte, es könnte doch nichts Schöneres geben, als ganz abgeschieden von der Welt nur Gott zu dienen in Gehorsam und im Gebete. In der Balanz sagte er deshalb zum Vater einmal: „Vater, ihr würdet doch nichts dagegen haben, wenn ich zu Engelberg in's Kloster ginge.“ „Mache, was du meinst, es sei für dich das Beste, antwortete Raspar Joseph, aber überlege es gar wohl, bevor du einen so

wichtigen Schritt thust. Wenn man einmal Geistlich und in einem Kloster ist, so kann man nicht mehr zurück. Es ist viel besser, du bleibst draußen und wünschst dich hinein, als daß du hineingehest und es dich nachher reute. Ich habe schon oft gehört, es gebe keinen unglücklicheren Menschen, als so ein unzufriedener Klosterherr. Aber, wie gesagt, ich will dich vom Kloster nicht abhalten, wenn es dein Beruf ist. Aber überlege es zwei Mal.“ Mit diesem Bescheid war Remigi weder tröstet, noch zufrieden. Er ging daher noch ein Jahr nach Engelberg und machte dort (mit den Fratern) die Philosophie. Aber besonders eifrig nahm er das Vetti zur Hand und bat den lieben Gott um Erleuchtung. Stundenlang mochte da der arme Student gekämpft und gebetet haben vor dem Tabernakel, daß es ihm doch klar werde, ob er weltlich bleiben, Doktor oder Fürsprecher werden, oder aber in's Kloster eintreten solle. — Wie er eines Tages vor dem Allerheiligsten in der Klosterkirche in langem, inbrünstigem Gebete auf den Knien lag, schwand sein Wankelmuth, wie der Rebel vor der warmen Mittagssonne im Herbst, und lauter und klar lag vor seinem geistigen Auge sein künftiger Stand. Er sprang auf und rief freudig: „Ich werde Weltpriester!“ Aus diesem Ereigniß muthmaße ich, das Gebet könnte überhaupt auch bei andern Berufswahlen von Nutzen und Vortheil sein, und ich möchte es daher allen Herren Uerthnern und Weisäßen bestens empfehlen haben, wenn es sich auch nicht darum handelt, in ein Kloster zu gehen.

Die Mutter war nicht wenig erstaunt, als der Remigi im Herbst in die Vakanz kam und ihr einmal im Vertrauen eröffnete, daß er Weltpriester werden wolle und deßhalb nach Freiburg gehe. Da hat er Philosophie noch einmal repetirt und zwei Jahre Theologie studirt. In Chur vollendete er seine Studien und wurde am 10. August 1841 vom hochwürdigsten Bischof Johann Georg Vösi zum Priester geweiht.

Wie hat nun der neugeweihte Priester seine Gottesgaben auf der Welt draußen angewendet? Davon noch im zweiten und dritten Theil.

2. Des Kalenders Vater kommt nach Buochs.

Noch einmal trat die Standeswahl an Hrn. Niederberger heran. Der Bischof hatte zwei Dinge an diesem neugeweihten Priester gesehen: 1. seinen sittenreinen Wandel, und 2. seine, mit

einer seltenen Mittheilungsgabe versehene Gelehrsamkeit; und das, dünkte ihm, sei doch Fingerzeig genug. Er suchte ihn deshalb als Professor der Theologie für sein Priesterseminar zu gewinnen. „Herr Professor“ wäre sonst ein prächtiger Titel gewesen für einen armen, jungen Geistlichen, und da, in der Nähe des Bischofs, wäre er vielleicht noch gefördert, wäre Domherr, Kanzler oder gar Bischof geworden, wenn nämlich die Graubündner auf dem großen, alten Sessel im Hof droben auch einen Unterwaldner gedolet hätten. Das Alles „zehrte“ ihn aber nicht. Nicht einmal die Einladung des Diözesan-Bischofs hielt ihn am Hofe zu Chur zurück; denn er fühlte in seinem Innern den mächtigen Drang, unter das Volk hin auszutreten und es unmittelbar zu belehren, mit ihm zu leben und zu sterben.

Zuerst kam er als Vikar zum altersschwachen Alphons Zelger, der bereits schon vierzig Jahre lang als Pfarrer zu Buochs gewirkt hatte. Pfarrer Zelger war ein ernster Priester von „tadellosem, musterhaftem Lebenswandel“ und von eiserner Willenskraft, die ihn bis in sein höchstes Alter begleitete. Da hatte ein angehender Seelsorger eine gar gute, praktische Schule. Hingegen hatte die Pflicht, bei dem Pfarrer im gleichen Hause zu wohnen, doch auch ihre Uebelstände. Nicht etwa, daß der junge Vikar mit dem alten Pfarrer nicht übereins gekommen wäre; aber schlimmer war's mit dem „Pfarrhof-Franzi“, mit der Köchin zu verkehren. Ein altes Sprüchwort sagt: „Mehr als drei Jahre sollte kein Geistlicher die gleiche Köchin haben; denn: das erste Jahr g'hört Alles dem Herr: Er hat das, er hat dieses u. s. w.“ Im zweiten Jahre sagt sie schon: „Unser Haus, unser Garten, unsere Erdäpfel, unser Bratkäs.“ Und im dritten Jahre gar: „mein Ratschwärch, mein Kabis, meine Hühner.“ Das Franzzi war viele Jahre schon da Haushälterin und hatte allmählig das Regiment in seine Hände genommen, so daß der alte Herr selbst meinte, es könnte Niemand anders seine Haushaltung führen, als dieses Franzzi. Wenn es auch den Pfarrer leiten konnte, der Vikar war nicht Willens, sich diesem „Tyranen von Syrakus“ zu fügen. An St. Karlstag 1841 war er in den Pfarrhof zu Buochs eingezogen, und schon am Vorabende vom Muttergottesfest im März zog er wieder fort. Nicht wegen dem Hochw. Hr. Pfarrer, auch nicht wegen den übrigen Bewohnern von Buochs, sagte er in

seiner Erklärung, verlasse er die Gemeinde, sondern er könne neben dieser Magd einmal nicht im Pfarrhof leben. Der Kirchenrath begriff das; denn das Pfarrhoffsranzi war als Dorfregent in der ganzen Gemeinde bekannt und zudem war der junge Vikar bereits so beliebt beim Volke geworden, daß man diesen nicht wieder wollte weggehen lassen. Erst nach längerer Unterhandlung mit dem Pfarrer erkannte endlich das bischöfliche Ordinariat, Remigi Niederberger solle als Vikar bleiben. Derselbe nahm nun nicht mehr im Pfarrhofs, sondern in einem Privathause Quartier. Er erhielt vom Kirchmeier Gld. 100 und vom Pfarrer 100 Gulden. (30. November 1842.)

Ah bah! solche dumme Geschichten von wunderlichen, alten Meitlenen kann man an einem Dorfbrunnen erzählen, gehören aber in keinen Kalender, wirst du denken, geneigter Herr Leser, und hast eigentlich Recht. Aber ich wollte mit diesem Beispiel nur zeigen, wie vor Altem nicht alle Pfarrhofsfräulein im Lande so ordentliche Leute waren, wie die jetzt regierenden und damit halte ich den Zwischenfall für erledigt.

Der Herr Vikar hatte religiösen Eifer und Arbeitslust mit sich heimgebracht und er wollte nicht nur dem alten Hrn. Pfarrer im Beichtstuhl und auf der Kanzel aushelfen, sondern er gedachte, auch ein Mehreres zu leisten. Schon lange wäre es der Wunsch der Buochser gewesen, ein „angelleidetes“ Muttergottesbild zu besitzen: mochten sich wohl die ältern Leute noch erinnern, ein solches in der 1798 abgebrannten Pfarrkirche gesehen und verehrt zu haben. Als dann der Landesfahndrich Melcher Jos. Würsch im Hof zum Sterben kam, hat er ein Testament gemacht und u. a. 120 Gld. für ein solches Muttergottesbild bestimmt. Wenn die Kirche solche angelleidete Bilder auch nicht gerne sieht, so hat Niederberger doch zur Verordnung des Todten eingewilligt; denn sie entsprach den Anschauungen jener Zeit und dem Verlangen des Volkes. Den 12. Brachmonat 1843 wurde dann das vom Bildhauer Etlin in Kerns geschnitzte und von den Klosterfrauen in Stans reich gekleidete Bild in feierlicher Prozession vom Vikar bei der Ongaßkapelle abgeholt und in die Pfarrkirche begleitet. —

Allein das genügte seiner Liebe zur hltn. Jungfrau noch nicht. Er hatte gar viel gehört, wie die 1836 zu Paris gegründete Erzbruderschaft des hl. Herzens Maria nicht nur einen großen Aufschwung der Ma-

rienberehrung in der kathol. Welt hervorgebracht, sondern daß sie auch ein vorzügliches Mittel sei zur Bekehrung der Sünder. Er arbeitete daher mit der Einwilligung des greisen Pfarrers daran, eine Filiale jener Erzbruderschaft zu gründen. Schon am 14. August 1843 legte er die neuen Statuten dem Bischofe von Chur vor und erhielt deren Genehmigung. Die Einführung geschah in der Pfarrkirche zu Buochs am 8. Weinmonat darauf in besonders festlicher Weise. Der Direktor der Erzbruderschaft für die Schweiz, P. Laurenz Hecht von Einsiedeln, hielt die Ehrenpredigt und eine große Menge Volkes nahm an der Feier Theil und ließ sich in die Erzbruderschaft aufnehmen. — Bald darauf, im Oktober 1843 gab Pfarrhelfer Benedikt Mathis seine Pfründe auf und zog nach Oberrickenbach, seiner Heimathgemeinde, als Caplan. Ihm folgte in Buochs Vikar Niederberger im Amte nach. — Am zweiten Titularfeste der Herz Maria Bruderschaft, den 10. August 1845, war wieder ein großes Fest. Hr. Niederberger hatte nämlich einen kostbaren Altar aus Tyroler-Marmor in der Mitte der Chorstiege errichtet und denselben mit dem Bilde „Maria zum Sieg“ geziert. Er erzählte selbst darüber folgendes: „Bild und Altar hatten edle Wohlthäter angeschafft. So bezahlte Hr. Frühmesser Alois Würsch nicht bloß das Bild, sondern die Kerzenstöcke und Blumen und eine bedeutende Summe an den Altar.“ Bei dieser Einweihung hielt der berühmte Geschichtsschreiber P. Damberger, ein Jesuit, die Festpredigt und Hr. Pfarrhelfer K. Niederberger, der Gründer der Bruderschaft zu Buochs, celebrierte auf dem neuen Altare die erste hl. Messe. Von da an waren an jedem zweiten Sonntag des Monats die Bruderschaftspredigten immer von einer großen Menge Gläubigen auch aus andern Gemeinden besucht, denn Helfer Niederberger hielt sie gewöhnlich selbst. Und der Buochser Helfer galt damals schon als einen der besten und populärsten Kanzelredner des Landes.

Während Vikar Niederberger die „angelleidete Muttergottes“ einbegleitete und die Herzmariabruderschaft einführte, Pfarrhelfer wurde und schöne Predigten hielt, ist ußer dem See allerlei gegangen, das ihn so unmäßig angerührt hat, daß ich nothwendig etwas davon erzählen muß. Aber ich muß schier bei Adam und Eva anfangen, einmal beim ersten Napoleon. Wie der nach der Schlacht bei Waterloo hat abgeben müssen, sind die alten Herren zu Wien unten zusammen-

geessen und haben in den Rönigreichen und andern Ländern die alte Ordnung der Dinge herstellen wollen, ungefähr so, wie es vor dem Ueberfall gewesen ist. Haben auch für die Schweiz ein Büchli aufgesetzt, wie es künftig die Eidgenossen etwa miteinander halten sollen, und haben dieses Wiener-Büchli den „fünftehner Bund“ geheissen, weil diese neue Schweizerverfassung im Jahre 1815 ist von den fremden Herren aufgesetzt worden. Die Nidwaldner wollten zuerst da gar nicht anbeissen, haben aber nachendane doch auch annehmen müssen, weil sie in der Minderheit waren. Aber dieser fünftehner Rod ist den Radikalen noch früher z'eng geworden, als den Konservativen, denn diese gehen nicht so auf und werden so grausam dick, wie die „Freisinnigen“.

Ein „Luzernerischer Miliz-Offizier“ hat 1848 ein Schriftlein ausschgegeben und sagt darin von den damaligen „Freisinnigen“, daß sie die „Vernichtung der Kantonsouveränität in dieser oder jener Form“, die „Unterwerfung der sieben (katholischen) Kantone unter die unbedingte, an keinen Buchstaben des Bundes gebundene Herrschaft einer Tagatzungsmehrheit“ und auch in den einzelnen sogar kathol. Kantonen die, wenn nöthig, gewaltsame Einführung eines radikalen Regiments und die „Herstellung der süßlich wessenbergischen... Richtung in kirchlichen Dingen“ wollten. — Ich konnte die ganze Geschichte nicht kürzer sagen und habe sie aus jenem Schriftli Seite 14 abgeschrieben.

Die Radikalen haben deßhalb schon 1832 die eidgenössische Verfassung ändern wollen. Da dieses aber auf der Tagatzung nicht erkannt wurde, haben sie zwei andere Mittel aus dem Habersack hervorgeholt, auf dem ersten Gutterli stand geschrieben „List“ und auf dem andern „Gewalt“ und im Aargau drunten haben sie dieses letztere Mittel zuerst in Anwendung gebracht. Dort haben sie hinnen im Jahre 1840 eine neue Verfassung gemacht, mit der sie die katholische Minderheit nicht wenig unter den Daumen nehmen und knebeln wollten. Das katholische Volk hatte daher keine Muggen, einen solchen groben Kummel auf den Rücken zu nehmen und schimpfte weidli. Als dann die „freisinnige“ Regierung die katholischen Vorführer einfach gefangen nehmen und einstecken ließ, wurden die Freiämterbauern taub, nahmen ihre alten Büchsen ab den Wänden und die Säbel und Gertel und sagten „jā, so geht es

nicht“ und zogen beim Muri kloster herum zusammen. Das war am 11. Januar 1841, am Morgen „circa 3/4 auf 8 Uhr“, als im Kloster Muri, wie gewohnt, „ganz kurz mit 4 Glocken in das Hoch- oder Konventamt (Messe) geläutet wurde.“ — Nun waren aber die Aargauerherren wohl verfaßt. Wenn man nämlich einem Bienenstock das Hung nehmen will, so legt man ein Byentkleid an und da die Aargauer Regierung die Wägsten und Besten aus dem Freienamte gefangen wegführen wollte, hat sie Truppen aufgeboden, nicht nur die Protestanten im Aargau, sondern auch die Baselschäftler, Berner, Züricher u. s. w. Es hat aber keinen Krieg abgesetzt, weil die Freiämter abgeben mußten. Jetzt drei Tage nachher, am 13. Jänner 1841, ist der große Rath zusammengetreten und da hat denn ein kleiner Mann mit einer Boginase einen gewaltigen Schwefel losgelassen und sagte: die Muriherren, bei denen er viel Maß Klosteruppe geessen habe, wären am Glockenseil gehangen, als die Freiämter gerevoluzet haben und hätten Sturm geläutet; es sei einmal Zeit mit den Kullenmannen, diesen Landesfriedensförern und faulen Bäuchen abzuführen Höll halb hinderen u. s. w. er stelle den Antrag, sämtliche Klöster im Kanton aufzuheben.“ Da die „freisinnigen“ Großräthe in der Mehrheit waren, so haben sie eine Hand gestreckt und damit waren sämtliche Klöster im Aargau aufgehoben. Deren Vermögen haben die Regierungsherren in den Sack gesteckt, nämlich in den eigenen und in den großen Sack des Staates; war aber ein schlechter Segen Gottes bei dem Handel laut dem alten §, daß „ein ungerechter Hessler zehn gerechte verzehrt.“ Im XV. Bund aber stand ein Artikel mit folgenden Worten: „Der Fortbestand der Klöster und Capitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, soweit es von den Kantonsregierungen abhängt, sind gewährleistet“ 2c.

Da sind denn die katholischen Kantone zusammengetreten und schrieben den Reformirten: sie meinten denn doch, der Fünftehner-Bund sei jetzt noch G'satz und Regel in der Eidgenossenschaft und die Aargauer haben da etwas gemacht, das schnurstracks gegen den Art. 12 gehe. Die gnädigen Herren und Obern sollen ihren Gesandten auf die nächste Tagatzung in's Pflichtenheftli schreiben: „Die Klöster müssen unbedingt wieder eingesetzt werden.“ Aber lieber Gott, wie geht's! Zuerst haben die alten Herren

brab genickt und gesagt: „Terrenja“. Als aber die Aargauer Regierung einfach nicht gehorsamte, ließ sich die Tagsatzung auf's Markten ein — und jetzt hatten Recht und Gerechtigkeit das Spiel verloren. Schließlich sagte die Tagsatzung: dem Frieden zu lieb fordere man nur mehr, daß die Aargauer wieder etwa 3 Frauenklösterli herstellen. Damit waren die Aargauer Hans oben im Korb, der alten Bundesverfassung aber wurde der Schranz nicht geslickt.

Auf dieses nachen haben dann die katholischen Luzerner gedacht: wenn es so böß geht an Ort und Enden in der Schweiz mit den Klöstern und unserer hl. Religion, so könnte es doch am Plage sein, etwas für die Religion und Klöster zu thun. Sie meinten, das Gescheidteste sei, wenn sie die Jesuiten einführten, die besonders eifrig wären für den römisch-katholischen Glauben und früher ja auch schon in Luzern gewesen seien und sich gut aufgeführt hätten. An die katholischen Orte aber schickten sie noch einen Brief, es bedunkte sie, daß die 12 Stände, welche den Aargauern erlaubt haben, fünf Klöster auszuhungen, den Fünfsöhner Bund eigenmächtig zerrissen hätten. Luzern meine nun, man sollte von denselben nochmals verlangen, daß die Klöster eingesetzt werden, sonst wolle man alle Rechte und Kosten vorbehalten haben. Sie wollen einmal zu Luzern eine Musterung abhalten, wenn es allenfalls etwas Ung'finnet's geben würde. Die sieben Orte haben darauf einstimmig erkannt, nicht nachzugeben — der Siegwart-Müller aber wäre noch einen Schritt weiter gegangen. — Das hat aber eine schöne Mette abgesetzt. Vor Allem aus kam das Luzerner-Vorhaben natürlich den radikalen Aargauern vor den Athem. Am 29. Mai 1844 trat darum dort der Große Rath zusammen und da ist denn das kleine, schwarze Mannndli mit seinen stechenden Augen aufgestanden und hat auf die große Drummen geschlagen: „Die Schlechtesten und Verruchtesten, denen jeder Ruhm, die Ruhe und Ehre der Nation ein Dorn im Auge ist, müssen unschädlich gemacht werden, ich meine die Jesuiten“ und stellte nach einer langen Rede den Antrag, man wolle an die andern Regierungen schreiben, daß sie ihre Gesandten heißen sollen, an der nächsten „Absatzig“ für Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens aus der ganzen Schweiz zu stimmen.

Nun, was ist aus dieser Motion Aargau's geworden? Erslichen ist die Tagsatzung auf dieses

Anfinnen der Aargauer einstweilen gar nicht eingetreten. Zum Andern hat harentgegen erpreß die Luzerner Regierung am 24. Oktober 1844 beschlossen, die Jesuiten anher kommen zu lassen und ihnen die Schule der Geistlichen und das Seminari zu übergeben. Und drittens hat es eine recht unflätige Geschichte abgesetzt, von der ich ein Mehreres sagen muß.

Da nun die Radikalen dermalen auf rechtliche Weise den Bund nicht ändern und die Luzerner Regierung nicht absetzen konnten, so verdrehten sie die Augen und machten ein frommes Gesicht und sagten, durch die Verufung der gottlosen Jesuiten seien die Protestanten mit ihrer Religion in Gefahr und die Ruhe und der Friede in der Schweiz ebenfalls, und um diese Vaterlandsnoth in der Schweiz abzuwenden — haben sie nicht etwa eine Wallfahrt nach Nidenbach oder zum Bruder Klaus versprochen, sondern sind die Aargauer, Basellandschäftler, Solothurner und allerlei andere Baar wie Räuber z'Nigt in der Nacht vor dem Muttergottestag im Christmonat 1844 mit Flinten und Kanonen in den Kanton Luzern eingebrochen und wollten, unterstützt von einigen hübschen Städtlern, die Stadt erobern und die Regierung sprengen.

Von Luzern den Ländern zu
Kann man fahren ohne Schuh!
Man kann fahren übern See
Und die dummen Länder gseh!

meinten die „gescheidten“ Freischaaren damals. Aber es war nicht ganz so. Die Landesfriedensstörer hatten nicht ein besseres Curäsch, als gutes Gewissen und so sind sie, nachdem sie etliche todtgeschossen hatten, davon gelaufen. — Und nochmal davon gelaufen ist das Ochsenbein am 31. März 1845, für die „gute Sache“ und die „Achtung und Ehre der Schweiz“ baar davongelaufen. —

Diesen Kampf gegen die Aufhebung der Klöster im Aargau und den Kampf gegen das Freischaarenthum hatten natürlich Regierung und Volk des katholischen Standes Unterwalden nid dem Wald auch mitgemacht. Auf dem Rathhaus zu Stans vor „Räth u. Landleuten“, welche dem Tagsatzungsgesandten seine Instruktion d. h. sein Pflichtenheft aufsetzten, was er in Luzern, Zürich oder Bern zu stimmen habe, da redete am entschiedensten und eifrigsten gegen den Aargau der damalige Polizeidirektor Franz Durrer und sein Nefse Zeugherr Karl Zann. Was diese wollten, machte Landmajor Jos. Maria Fünter in urchig volkstümlicher Sprache dem Landmann

klar, faßlich und mundgerecht. Diesen gegenüber stellten sich mit Mittelanträgen die Landammänner Achermann, Zelger und Wyrsch und Landstatthalter Zelger, blieben aber fast immer in Minderheit. In der Abdankung im Nidwaldner Volksblatt sagt Landammann Walter Zelger von seinem Vater sel.: „er nahm eine vermittelnde Stellung ein und hätte gern gesehen, wenn ein Bürgerkrieg hätte vermieden werden können, dessen nachtheilige Wirkungen für die Souveränitätsrechte seines Kantons er mit klarem Verstande vorausgesehen hatte.“ Aber die Nidwaldner fragen nach alter Regel nur: Wo ist das Recht und nicht, was ist klüger, wo profitiren wir mehr? So disputirte man auch in Buochs und da nicht am wenigsten. Dr. Melchior Würsch, ein geistig begabter, feureifriger Mann, meinte auch, Siegwart-Müller und Leu von Ebersol heigen Recht, daß sie die Jesuiten in Luzern eingeführt haben, und wenn Durrer und Jann in Stans vor Rätth und Landleuten oder an der Landesgemeinde etwas durenbringen wollten, so mußten sie es nur dem Dr. Würsch in Buochs berichten. Der hielt dann bei Klemenz Barmettler im vordern Städeli eine Versammlung ab — Complot hießen es die „Schwarzen“ — berieth die Sache und unterbittelte sie. Dann und wann ist auch Pfarrhelfer Niederberger erschienen, und was dann die andern Männer von Haus zu Haus nicht ausrichteten, richtete er am nächsten Sonntag ganz gewiß auf der Kanzel aus.

Bikar und Pfarrhelfer Niederberger war nicht der Mann, der die Augen in der Rocktasche und in den Ohren Schüssel hatte. In den Adern aber hatte er junges, schnellflüßiges Blut und nicht Blei. Und es wäre auch schier ein Wunder gewesen, wenn er hätte hinter dem Ofen bleiben können, wenn es vor ussen so grausam machte, wenn die braven Klosterherren von Muri und Wettingen und die armen Klosterfrauen mitten im Winter mit den Landjägern die alten, lieben Klostermauern verlassen und in Schnee und Sturm um ein anderes Obdach aus mußten. Und das sälb, meinte er, wenn die Aargauer das Recht haben, die Klöster zu plündern, so haben die Luzerner auch das Recht, die Jesuiten kommen zu heißen. Und die Jesuiten waren ihm sonst nicht z'Ghaß, so wenig als die Benedictiner; wäre er ja ein geringer, gemeiner Charakter gewesen, wenn er seine Lehrer, an denen er nur Gutes und nichts Böses gesehen und die

ihn im Guten und in der Wissenschaft so vorzüglich unterwiesen hatten, nicht auch respektirt und verehrt und vertheidigt hätte.

„Es ist halt ä bösi Zyt,
Ä Zyt vo heißem Kampf und Stryt,
Wo's Gim kei Ruh meh lahd.“

Niederberger ist es deßhalb in dieser bösen Zeit mehr als einmal wie Birnlein aufengekommen und hat in seinen Predigten etwa gedüpf, so z. B. anno 1843, wie die Luzerner den einten Brief geschickt haben. Am eidgen. Bettage 1844 hat er „über den Frieden oder Unfrieden unseres schweiz. Vaterlandes“ einen Kanzelvortrag gehalten, der den Leuten so unmäßig gut gefallen hat, daß er ihn hat müssen drucken lassen.

Wie aber die Luzerner und Urschweizer die Freischaaaren glänzend lobiget hatten, eigentlich genau geredet, die Freischaaaren schier ohne Schwertstreich davon gelaufen waren, ist das Volk von Nidwalden am 30. Heumonats 1845 zum seligen Landesvater Bruder Klaus nach Sachseln wallfahrten gegangen, um dem lieben Gott für diese glückliche Rettung zu danken. Und da hat der Buochser Helfer eine famose Ehrenpredigt gehalten, ich habe sie auch gedruckt daheim, über den Text: „Vigilate et orate!“ „Wachet und betet!“ Mit scharfen Worten malte er den Radikalismus, dessen Stifter und Vater der Teufel sei, als einen „bösen, schlauen und starken Feind“, der den Altar niederreißen wolle, überzeugt, daß dann der Thron, jede rechtmäßige Obrigkeit von selbst zusammen stürze. Dieser Radikalismus habe in der Schweiz „den Meineid selbst in den Schooß der Tagsatzung eingeschmuggelt. Ein Werk dieses Feindes ist auch der Mörderzug vom 8. Dezember und 31. März; ein Werk dieses Feindes ist ohne Zweifel der schauderhafte Meuchelmord, verübt an dem frommen Führer des Luzerner Volkes, dem guten Joseph Leu von Ebersol, diesem edlen Eidgenossen, der mit Muth und Entschlossenheit gegen den Geist des Aufruhrs gekämpft und den Kanton Luzern mit der katholischen Kirche wieder ausgesöhnt hat . . . Dieser Feind naht mit erneuerter Wuth heran. Das ist die Ursache, warum ich Euch heute zurufe, daß ihr wachen sollet. Ja, seien wir wachsam, hochwürdige Amtsbrüder! wir sind die Wächter über Israel! an uns ist es, wenn der Feind herannahet, wenn die Gefahr droht, das Volk aufzuwecken. Seid wachsam,

verehrteste Vorsteher! Auch in unsern Bergen hat der Feind seine Söldlinge, die ihm in die Hände arbeiten sollen und leider! ihrer Aufgabe nur allzutreu nachkommen.“ Im zweiten Theile sagte Niederberger unter Anderem: „Die Zeit der Unterhandlung mit dem Feinde ist vorüber; an eine Versöhnung mit ihm ist nicht mehr zu denken, weil er von uns verlangt, was wir nicht geben dürfen, ohne untreu zu werden an unserm Glauben und am Vaterlande . . . Wer jetzt nicht offen und entschieden für die gute, gerechte Sache kämpft, der ist fürwahr ein Gegner derselben. Die sogenannte Mittelfraße zwischen Recht und Unrecht hat schon viel geschadet der guten Sache. Wo sollen wir Rettung suchen? Da, wo schon unsere selige Vorfahren Rettung gesucht und Hilfe gefunden, bei Gott durch eifriges Gebet.“

Darauf sind die guten Unterwaldner heimgegangen und haben viel gebetet zu selbiger Zeit, aber der liebe Gott hat es anders zugelassen, als wir gemeint haben, daß er hätte thun sollen. Wir werden's öppen verdient haben! — Zwei Jahre nachher stund schon wieder ein Bürgerkrieg vor der Thüre, der Sonderbundskrieg.

Die katholisch-konservativen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg u. Wallis hatten nämlich einige Zeit nach dem Freischaaarenzug ein Bündniß geschlossen zur „gegenseitigen Unterstützung mit allen, den sieben Kantonen zu Gebot stehenden Mitteln gegen jeden Angriff ihres Gebietes oder der ihnen durch den Bund vom Jahre 1815 zugesicherten Rechte.“ Die „Freisinnigen“ wurden darob zornig und verlangten, die 7 Orte sollen diesen „Sonderbund“ aufheben. Diese aber sagten: wenn die eidgenöss. Tagsatzung die Verletzung des Bundes gutheiße, und man nicht mehr sicher sei vor den Freischaaaren weder Tags noch Nachts, so müssen sie sich selber wehren und schützen, so gut sie können, sie gäben deßhalb den Bund nicht auf, der sei einmal nicht verfassungswidrig, und wenn er es noch wäre, so wären sie nicht mehr die ersten, welche den XVer Bund verletzt. — Als die Tagsatzung am 5. Heumonath 1847 zusammentrag, wurde hitzig gerednet und schließlich erkannte am 20. Heumonath eine Mehrheit von 12³/₄ Stimmen der Gesandten, das Schutzbündniß der sieben Kantone sei „unverträglich mit den Bestimmungen des Bundesvertrages“ und sei deßhalb aufgehoben. Die Gesandten der Sonderbunds-kantone stunden auf u. verließen den Saal, nachdem sie feierlich gegen die Auflösung protestirt hatten.

Unser Gesandte Polizeidirektor Durrer, der für den reg. Landammann Achermann auf die Tagsatzung gewählt worden ist, ist nicht „frynä“ heimgekommen. Es hätten die 7 Kantone ausgemacht, sagte er, in den Ländern innen sollen Landsgemeinden abgehalten werden, und die sollen erkennen, ob sie wollen beim Schutzbündniß bleiben, das ihre Regierungen geschlossen, oder ob diese „lek“ gethan haben, daß sie zu einem solchen geholfen haben. Das Volk solle sich selber aussprechen, es müsse dann auch wieder dabei sein, wenn es etwa losgehen sollte. Ist darauf von der „diplomatischen Kommission“ erkannt worden, man wolle am 2. Sonntag im Weinmonath auch, wie die andern Orte, eine Landsgemeinde abhalten und die hochw. Geistlichkeit solle ermahnt werden, auf der Kanzel dem Volke die Wichtigkeit des Gegenstandes für Religion und Vaterland verständlich zu machen, und es aufzufordern, dabei recht fleißig zu erscheinen. Was am selben Tage zu Buochs gepredigt worden, weiß ich natürlich nicht mehr; aber das weiß ich, mit den Schützenfahnen und die Priesterschaft an der Spitze, sind die Gemeinden an die Landsgemeinde gezogen und die Buochser haben ihren reg. Landammann ab dem Ennerberg besonders zahlreich nach Wyl begleitet. Da hat dann die Regierung ihren Antrag gestellt und die vordersten Herren und die Geistlichkeit haben den Handel ausgelegt und ohne Gegenrede mit „gejuzetem“ Mehr ist der Antrag der Regierung, daß es mit den 6 andern Ständen in guten und bösen Tagen zum Schutze des Bundes und der hl. Religion hegen und legen, die Jesuiten aber nicht ausweisen wolle, beschlossen worden. — Auf den Antrag von Dr. Würsch wurde gemehret, wer in Wort oder Schrift dagegen rede, Andere abwendig mache, beim Aufgebot nicht erscheine, soll ehr- und gewehrlos als Landesverrätther bestraft werden.

Jetzt ist es angegangen mit dem Kugelgießen und man war noch nicht ganz fertig, hat man schon zu schießen begonnen. Am 6. Wintermonath 1847 ist General Dufour mit den „Eidgenossen“ gegen die „Sonderbündler“ zu Feld gezogen und nach einigen Tagen war der Stärkere Meister wie vor Altem. Am 24. Wintermonath Morgens um 4 Uhr kamen unsere Soldaten wieder heim. Mit ihnen kamen der General der Sonderbundsarmee, Ulrich von Salis-Soglio, Oberst F. Elgger und andere Militärs

und eine ganze Menge Flüchtlinge. Am selben Mittwoch gegen Abend war der Stanfer Dorfplatz gesteckt voll Luzerner. Der Obrist Elgger ist auch gekommen und gegen Beggenried gesprengt. Elgger hatte noch den Kopf verbunden, weil er blessirt war. Während auf dem Rathhaus der Extrarath sich versammelte, stritt sich das Volk auf dem Platz, ob man abgeben solle, oder sich noch länger wehren, wie anno 98. Am andern Tag ist der Landrath zusammengegangen, war aber nicht apparti aufgelegt, das kann man sich denken. Die Obwaldner berichteten nämlich, sie haben schon abgegeben, und der General Salis schrieb, man solle sich doch übergeben, sonst könnte es noch ruich zugehen und unsere Mannschaft war in Stanz einquartirt und hängte den Kopf — da hat der Landrath beschlossen, zu kapituliren.

Während die Rothen d. h. die Conservativen und die Schwarzen d. h. die Radikalen mit einander Händel hatten und Eidgenossen gegen Eidgenossen in blutiger Schlacht bei Gislikon stritten, ist die Geschichte der einzelnen Menschen darob nicht stille gestanden, aber dann und wann ein Menschenherz. Am 5. März 1847 nämlich, Nachmittags 1 Uhr, ist zu Buochs der 92jährige Pfarrer Alfons Zelger gestorben. Helfer Niederberger hat ihm einen kurzen, schönen Nekrolog geschrieben und das Blättlein in den Häusern der Gemeinde vertheilt. Zelger war den Buochsern lieb gewesen, hat aber für die Gemeinde etwas gearbeitet und wenn er auch ab Keinem verschlüpft ist, so ist er doch mit Vorstehern und Volk gut ausgekommen. Tröste ihn Gott! Schon zwei Tage darauf — am Sonntag — war Pfarrwahl angesetzt. Nach dem Gottesdienst ist Pfarrvikar Alois Juster in den Chor führen getreten und hat für den verstorbenen Pfarrer die Abdankung gehalten und dann beigesetzt, daß er, wenn die Gemeinde es verlange, das Pfarramt annehmen würde. Nach ihm stellte sich auch Pfarrhelfer Remigius Niederberger. Er hielt nicht eifrig um die Pfarrei an, würde es aber, sagte er, als eine Art Undankbarkeit gegen die Gemeinde Buochs erachten, wenn er dem allfälligen Zutrauen derselben nicht nachgeben und auch als Pfarrer seine willigen Dienste leisten wollte. Als abgeschieden wurde, hatte Juster, und war er doch gewiß ein pfarrmäßiger Herr, bloß etwa 50 Hände, alle andern hatte Niederberger. Vikar Juster wurde dann Pfarrhelfer, was er eigentlich schon vor 11 Jahren

gewesen. Ich glaube gewiß, auch bei dieser Pfarrwahl schlug der Parteigeist seinen Schwanz in die Milch. Gerade unter den 50 Stimmen des Vikari Juster befanden sich mehrere Gegner des Sonderbundes, während die große Menge der Anhänger desselben und die Hitzigsten dem Hr. Helfer zustanden. — Aber dieser Eifer in den politischen Tagesfragen hat dem Hr. Niederberger nicht nur viele ergebene Freunde, sondern auch verbitterte Feinde gemacht und Verfolgungen zugezogen. Ich will da von Hunderten nur ein Beispiel anführen, weil es im Protokoll des Wochenraths auch schon aufgezeichnet ist. Dieser strafte nämlich schon am 10. März 1845 einen Mann um 12 Schiltidublonen, weil er in einem Wirthshause die beiden Helfer Gut und Niederberger die größten Landesfriedensstörer in der ganzen Schweiz geheißen hatte. Noch wüster, als über Niederberger, hat er schon noch über den Stanfer Helfer geschimpft: der komme nur mehr mit dem „Mezgerscheibli“ auf die Kanzel, so blutige Reden halte er gegen Andersdenkende.

Aber nicht nur positive Verfolgungen zogen ihm diese schweizerischen Händel zu, sondern Alles, was er Gutes in Bezug auf Religion und Sittlichkeit leistete und anstrebte, wurde ihm ausgelegt, als ob er es nur aus Politik thue und politische Zwecke dabei im Auge habe. So z. B. reichten 8 Priester von Stanz, Buochs und Wolfenschießen und noch mehr Weltliche im März 1844 dem Landrathe eine Bittschrift ein, derselbe möge die „Neue Zürcher Zeitung“, den „Eidgenossen“ von Luzern und das „Obwaldner Wochenblatt“ verbieten, da dieselben, im Lande viel verbreitet und gelesen, dem Volke Grundsätze beizubringen suchen, die nicht zu billigen seien. Nun, der Landrath hat schon entsprochen, aber im ganzen Land herum gab es ein Geschrei: „Das Stückli kommt wieder vom Helfer Niederberger her, der möchte die Freiheit in unserm Kanton unterdrücken und allen Leuten Maulkörb' anlegen.“ Und als er einmal einige Leute zu Buochs bei der Regierung verklagte, daß sie leichtfertige Bücher und Romanen verbreiten, da hieß es, das gehe wieder einmal gegen die „Schwarzen“. Wenn die Nachtbuben schon mit Haglatten einander die Köpfe verschlagen, daß sie seither keine gesunde Stund mehr haben und mit Roßeisen bewaffnet gehen aufensteigen, und mit Steinen friedlichen, ruhigen Leuten die Scheiben einwerfen, da geschehe ihnen nichts, wenn sie zu den „Rothen“ gehören.

Lieber Gott, unter den damaligen Nachtbuben waren Leute von beiden Farben — und von beiden Farben sperrte man auf's Rathhaus — aber geschimpft mußte eben werden.

Besonders das Tanzen hat Hr. Pfarrer Niederberger als eine große Gefährde der Sittlichkeit und als eine böse Gelegenheit zur Sünde für junge Leute angesehen und hat man damals doch noch sittsamer getanzt, als jetzt. Ich selbst habe ihn einst predigen hören: „Gerne wollte ich von Haus zu Haus gehen und anhalten, daß die Söhne und Töchter doch die Tanzplätze meiden möchten, wenn ich hoffen könnte, daß ich nur ein einziges Paar zurückzuhalten vermöchte.“ Und 1850 klagte er vor öffentlichem Kirchenrath und Armenverwaltung 18 Familienväter von Buochs und Ennetbürgen an, daß sie an Sonntagen hätten tanzen lassen. Einige von diesen Beklagten haben ihm das wüste Maul angehängt und ihm Dinge vorgeworfen, die ihn nie angegangen sind. Damals war er deßwegen noch hitziger gegen das Tanzen, weil es an einem Sonntage stattgefunden hatte, und er zugleich eine Sonntagsentheiligung darin erblickte. Man fing gerade damals an, die Sonntage als Spazier-, Sauf- und Vergnügungstage, auch als Handels- und Markttage zu benutzen. Sonst war man sich an diese Excesse von Sonntagsentheiligung noch nicht gewöhnt, wie jetzt, anno 1886, wo in frommen, katholischen Sonderbunds-kantonen an Sonn- und Feiertagen Vormittags der Schneider blügelt und der Schuster noch flickt, der Schreiner leimt, der Schlosser bohrt und wo Käufer und Verkäufer handeln, Schuldentreiber Bauernschinden, die Bauern regelmäßig heuen, die Stadt- und Dorsherren Berg- und Seetouren machen. Damals, in den 1840er Jahren, waren die Leute noch nicht so, aber sie fingen hübschli an, und da wollte Niederberger gleich anfangs den Niegel stoßen. Auf sein Verwenden wurde an der St. Andresen-Kirchgemeinde 1846 zu Buochs der Vorschlag gemacht, die Gemeinde wolle das Regeln an Sonn- und Feiertagen verbieten, eigentlich, die Einwohner von Buochs verzichten von sich aus auf diese Unterhaltung und versprechen, bei Uebertretung eine Strafe zu Gunsten der Armenkassa zu bezahlen. — Im Jahre darauf wurde auf Antrag des Pfarrer Niederberger diese selbst übernommene Beschränkung noch auf ein Jahr verlängert. — Auch da ging der Lärm los, hatte ja der Hr. Niederberger s. Z. den Anzug gemacht, weil so böse

Zeiten seien, die Erdäpfel nicht mehr gerathen, die katholische Religion arg bedroht, die Klöster ja schon aufgehoben worden seien. Jetzt schmiedten einige wieder Sonderbundslust und spürten Jesuitendruck. Aber als er gegen die Melper- und die Schützenknechten zu Felde zog, da ist es erst recht lustig hergegangen. Landesstatthalter Dr. Melch. Würsch hatte nämlich auf die Kirchgemeinde 1851 den Gesetzesvorschlag eingereicht, alle Kirchweihen auf einen, vom Bischof zu bestimmenden Sonntag abzuhalten, alle Schützenfeste auf den 2. Sonntag im Herbstmonat und alle Melperknechten auf den 3. Sonntag im Weinmonat zu beschränken. Wie die jungen Leute dagegen zu rufen und zu lärmern anfingen, ist der Pfarrer von Buochs aufgestanden und hat eine apparti schöne, eindringliche Rede an's Volk gehalten, wie sie doch das Gesetz annehmen sollten, wir Unterwaldner heigen ja nicht zu viel Geld, daß wir nicht an 3 Tagen genug mögen mit Essen und Trinken verklopfen, sie sollen überdies den Tag des Herrn nicht durch lärmende und öffentliche Lustbarkeiten den ganzen Sommer hindurch schänden, es bringe ihnen gewiß keinen Segen Gottes. Die Wasserüberschwemmungen der letzten Jahre hätten noch jedes Mal an den Sonntagen ihren Ausbruch genommen, ein Fingerzeig von Oben, die Tage des Herrn durch Ruhe und Gebet zu heiligen. Wie er zu reden aufhörte, war Alles still, man merkte es gleich, daß das Volk ihm dieses Mal nicht gehorche. Als sie für Verwerfung aber die Hand streckten, haben die jungen Buben recht geschrien und nicht nur gejauchzt: der Buochser Pfarrer, meinten sie, könne die Buochser im Bockshorn behalten, aber das ganze Land regieren, selb müsse er einmal noch nicht. Und das Nidwaldner Wochenblatt frohlodte schon: wie der Pfarrer niedergesessen, sei auch die moralische Kraft appengesessen, „die er bis dato, wie kaum ein Anderer, über das Volk besaß.“ — Allein der Buochser Pfarrer dachte: aber so wie es jetzt in unserm Lande geht, wird es auf der ganzen Welt nirgends getrieben. Damals war es nämlich Brauch geworden, daß die Schützengesellschaften sämtliche Schützenfeste im Lande in corpore, offiziell besuchten. Das ging dann hoch her. Mit der Musik voran und mit wehender Fahne zog ein langer Zug Schützen und Schützenfreunde aus in die festfeiernde Gemeinde und dann wurden Begrüßungs- und Abschiedsreden gehalten.

Da fast alle Sonntage des ganzen Sommers etwa an einem Orte im Kanton Schützenfluri gehalten wurde, kamen diese Fahnenzüge auch fast alle Sonntage vor und zwar schier immer bei einer großen Betheiligung des Volkes. — Auf Anregung von Pfarrer Niederberger nun stellte das Priesterkapitel an den h. Landrath das Ansuchen, diese Fahnenzüge der Schützengesellschaften ganz zu untersagen. Die am 16. Juli 1851 versammelten Landesväter waren ernsterer Gesinnung, als ihre tanzlustigen Söhne an der letzten Nachgemeinde, und entsprachen dem Wunsche der Landespriesterschaft. — Das hat aber nicht wenig Staub aufgeworfen. Die Schützenfeste in der ganzen Schweiz boten vielfach erwünschten Anlaß zum Politisiren und auch in Unterwalden wurde dann mit liberalen Kanonen der dicke Nebel der jesuitischen Verfinsterung in Fegen geschossen, besonders in Stansstad, Hergiswyl und Bedenried, und als dann plötzlich die Fahnenzüge untersagt wurden und dadurch den Schützenfesten wesentlicher Eintrag geschah, sind die Schützen den Geistlichen nicht danken gegangen. Dem Pfarrer Niederberger aber wurde das ganze Verbot auf seine Rechnung geschrieben, weil er es nicht gerne sehe, daß man mit den andern Eidgenossen im Frieden lebe, weil er es nicht leiden könne, daß die Leute eine ehrliche Freude haben, er hätte noch gerne einen Ueberfall gehabt, daß das ganze Land unglücklich geworden wäre. Das habe man an der Landsgemeinde vor zwei Jahren, wo es sich um die Annahme der neuen Bundesverfassung handelte, wohl angemerkt u. s. w. — Wenn die Leute Einem Alles zum Bösen auslegen wollen, so kann man mit dem besten Willen nichts dafür — aber an der Landsgemeinde anno 1848, von der ich jetzt geredet habe, ist es so zugegangen. — Kaum hatten die Soldaten nach dem „Sonderbunds-krieg“ die Gewehre in die Schrotte gestellt und einwenig abgerieben, so ist die Tagsatzung in Bern schon wieder zusammengegangen. Da waren die 12 Apostel und noch etliche Jünger bald einig, sie wollten jetzt gleich eine neue Bundesverfassung schmieden, das Eisen sei jetzt noch schön warm und der alte XV. Bund sei schon grausam alt, auch habe er ein Loch, das man so wie so nicht mehr flicken wolle und so sei es das beste, wenn man grad einen nagelneuen mache. Am 27. Nov. 1848 sind sie dann an die Arbeit gegangen und präzisi-

in 4 Monaten waren sie mit dem ganzen Stud fertig. Dann ist die neue Verfassung an die Kantone geschickt worden, sie sollen sie jetzt annehmen. Am 27. August ist deswegen zu Wyl Landsgemeinde abgehalten worden. Landammann Wyrsch, der als Gesandter in der Commission gewesen ist, die den neuen Bund fabrizirt hat, meinte, derselbe wäre nicht so übel, es sei Manches besser, als im fünfzehner Bund, man könnte ihn jaust annehmen und sollte ihn auch annehmen, sonst könnte es wieder Ungeschicklichkeiten absetzen. Andere aber wollten die Verfassung nicht annehmen, hingegen, wenn die Mehrheit der Stände und des Schweizervolkes sich dafür erklärten, so wollten sie sich dann unterziehen. Die Dritten endlich meinten, sie wüßten nicht, warum sie einen Bund annehmen sollten, der den Kantonen Militär, Post, Geld, Maß und Gewicht nehme und durch die freie Niederlassung, die freie Presse und den Religionsartikel erseze und allerlei Unzeitiges uns aufhalse, welche Ordnung und Religion und religiösen Frieden untergrabe. Das Priesterkapitel hatte in diesem Sinne auch eine Zuschrift an die Landsgemeinde gerichtet, an der Versammlung aber redeten die Geistlichen nicht. Mit etwa 1400 Stimmen wurde der letzte Antrag auf unbedingte Verwerfung angenommen, für unbedingte Annahme erhoben sich etwa 200—300 Hände. — Allein an den meisten andern Orten war man für den neuen Bund und als die Tagsatzung wieder zusammentrat, waren es die Gesandten von 18 Orten, die dafür stimmten, und damit wurde die neue Verfassung in Kraft erklärt. Jetzt sollten dann die neuen Gesandten, welche man National- und Ständeräthe nannte, gewählt werden und deswegen mußte wieder eine Landsgemeinde auf den vierten Sonntag im Weinmonat angesetzt werden. Polizeidirektor Franz Durrer meinte, er habe jetzt noch nicht im Sinne, zu Allem Ja und Amen zu sagen, was er einmal als schlecht erkannt habe. Das sei jetzt noch nicht gut geworden und wenn man es auch in Bern oben mit großer Mehrheit angenommen habe. Er sei schon dafür, National- und Ständerath zu wählen, aber nur mit Vorbehalt, daß die Religion garantirt werde. Dieser Meinung waren wieder nicht Alle und zuletzt stund Fürsprech Carl von Deschwanden auf und empfahl in längerer, für seine Sache gut ausgearbeiteter Rede die Annahme der Bundesverfassung und unbedingte Wahl der Gesandten.

Da erhob sich Pfarrer Rem. Niederberger und sagte mit einfachen Worten, er wolle die Sache nicht mehr länger erlesen, sie sei erlesen genug. Das Landvolk werde es noch nicht vergessen haben, daß das Priesterkapitel den neuen Bund für religionsgefährlich herausgegeben habe. „Ich frage heute die lieben Landleute nur, wem sie mehr Zutrauen und Glauben schenken, dem Fürsprech Carl Deschwanden oder der Landesgeistlichkeit.“ Mit Jubel wurde diese kurze Anrede erwidert und die Verfassung im Sinne vom Polizeidirektor bedingungsweise angenommen. — Wegen diesem Anhängsel hat es später allerlei Red und Widerred zwischen „vaterländischem Verein“ und der Regierung und in der neuen Bundesversammlung und zuletzt noch eine Landesgemeinde abgesetzt, wo wir dann den ganzen Handel im Sinne Deschwandens zurückbeten mußten. — Aber einewäg war es keine Unehre für das Nidwaldner Volk, daß es ein Ding, dessen es sich mit Gut und Blut erwehrt, auch erst dann annahm, als es annehmen mußte.

Wie gesagt, Pfarrer R. Niederberger von Buochs hat in jener stürmischen Zeit gar nicht selten auf der Kanzel, an Gemeinden und Versammlungen in Politik gemacht und sich dadurch Verfolgungen und Vorwürfe zugezogen. Mir steht es nicht gut an, hier zu Gericht zu sitzen und das Urtheil auszuheben, ob er Recht gehabt habe oder nicht als katholischer Priester und Seelsorger. Aber das darf ich wohl sagen, er ist als Katholik auf der rechten Seite gestanden, er stand ein für Recht und Gesetz, für die Anstalten der katholischen Kirche, für die Reinerhaltung des katholischen Charakters seines Heimathkantons — er ist für altes Recht und die Religion seiner Väter aufgetreten und das war jedenfalls ein würdiger Standpunkt. Als Schweizerbürger und geborner Unterwaldner hatte er auch das Recht, in so wichtigen Dingen mitzurathen und mitzuthaten. Hingegen dünkt es mich doch, der Seelsorger schade sich selbst am meisten, seiner Wirksamkeit in der Gemeinde in sittlich-religiöser Beziehung, seinem allgemeinen Ansehen und Liebe, wenn er sich in Dinge mischt, welche die Religion gar nicht berühren, wenn er hitzig und mit persönlichen Anspielungen auf der Kanzel für die Dinge redet, und wenn sie Staat und Kirche zugleich angehen. — Mir scheint, auch Pfarrer Remigius Niederberger ist später zu dieser Ansicht gekommen — wenigstens hat er mehr nach dieser Ansicht gehandelt.

Die Kantonsverfassung wollte zum neuen 1848er Bund nicht mehr recht dienen, und hatte dadurch eine Aenderung nöthig. Ein von der Landesgemeinde niedergesetzter Rath arbeitete nun an einer solchen und im Frühling 1850 wurde diese neue, kantonale Verfassung vom Volke angenommen. Darauf hat sich der politische Sturm in unserm Land rasch gelegt. Während man in den Krieg gezogen, war doch Manches stehen geblieben und vernachlässiget worden. Jetzt konnte man wieder dem eigenen Staats- und Gemeindehaushalt Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden, da und dort verbessern. Auch Pfarrer Niederberger legte Hand an zu Verbesserungen und zwar vorzüglich im Schul- und Armenwesen. Die neue Kantonsverfassung übertrug das Präsidium der Ortsschulräthe den Pfarrherren, resp. Filialkaplänen, und das Zutrauen der Mitbürger belohnte den Pfarrer Niederberger für seine politische Wirksamkeit mit der Wahl eines ersten Mitgliedes in dem Einwohnergemeinderathe unter dem Präsidium von alt Landammann und Pannerherr Achermann. Im alten Schulrathe war er aber schon lange geessen und hat mit Verdruß allerlei Unordnungen und Nachlässigkeiten müssen ansehen und konnte demselben mit dem besten Willen nichts anthun. Die Buochser hatten damals für alle Klassen, für Buben und Mädchen nur einen einzigen Lehrer, bald geistlich, bald weltlich — mit nach und nach immer weniger Disziplin, „dabon Mehreres zu erzählen nit Noth“, sagen die alten Chroniken. Bei dieser wachsenden Zahl von Schülkindern war es übrigens einem einzigen Lehrer auch nicht möglich, die ganze Bande in Zucht und Regel zu halten. Wie nun der neue Gemeinderath constituirt war, hat Hr. Gemeinderath Pfarrer in die Hand gespieen und an obgenannter, I. Bezirksversammlung, den 9. Mai 1850 einen namhaften Lupf gethan, nämlich den Antrag gestellt, für die Mädchen eine eigene Lehrerin anzustellen und zwar eine theodosianische Lehrschwester von Menzingen. Der Buochser Pfarrer hatte sonst einen großen Druck, aber dessenungeachtet nimmt es mich doch heute noch Wunder, wie er damals so etwas hat einrichten können. P. Theodosius hatte erst 1845 diesen Orden gestiftet und die Buochser kannten ihn noch gar nicht. Etwas Neues einzuführen, hat bei unserm Landvolke stets eine Nase, und für „Klosterfrauen, die in der Rutte auf Gassen und Straßen herumlaufen“, hatte es nicht nur kein Verständniß, sondern geradezu

Abneigung und ein Vorurtheil. Zu denen, welche die Klosterfrauen nicht mochten, gehörten nicht nur die „Schwarzen“, sondern besonders die „Rothen“ aus lauter Konserwativismus. Aber item, es ist einmal gegangen und im Herbst 1850 ist zu Buochs die erste Lehrschwester für Nidwalden an's Land gestiegen: M. Agnes Heimgartner, eine ganz vorzügliche Lehrerin, die rasch eine prächtige Schule eingerichtet hat. Pfarrer Niederberger hat es nie bereuet, daß er eine Lehrschwesternschule eingeführt, darum hat er derselben von der Kirche einen jährlichen Beitrag beim Bischof erwirkt und wie er von Buochs weggezogen ist, hat er dafür noch extra Fr. 150 dem Schulkassier in die Hand gedrückt.

Diese neue Schule forderte aber den Neubau eines geräumigen Schulhauses — in der Frühmesserei war viel zu wenig Platz mehr. Der Pfarrer betrieb daher mit den weltlichen Gemeindevorstehern den Bau eines neuen Schulhauses und am 3 Königen-Abend 1851 wurde derselbe von der Bezirksgemeinde einstimmig beschlossen. Am andern Tag gaben die Dorfleute 6 Tannen vergeben und das andere Holz dazu um das „billige Ruoder“ von Fr. 3. 81 Ols. per Stod, und der „alte Kastell“, Kirchmeier J. Mar. Christen wurde Baumeister und hat

das Haus sammt Bauplatz Fr. 12,481 und 18 Rp. gekostet. Pfarrhelfer Fuster verehrte daran Fr. 190 Rp. 47. Das war nach dem Landes Schulhaus in Stans das erste, neue Schulhaus in Nidwalden.

So wäre noch manches zu erzählen vom damaligen Buochser Pfarrer und seinem Wirken, aber ich habe nicht jede Predigt aufgeschrieben, die er gehalten, jedes Amt, das er gesungen, jedes Kind, das er getauft, jeden armen Sünder, den er Beicht gehört, jeden Kranken, den er besucht, und jeden Sterbenden, den er auf die Reise in die Ewigkeit vorbereitet. Ich sage nur noch Eines: die Buochser meinen immer, bei ihnen sei es so unmäßig schön und sie „thüegen“ die Geistlichen so gut halten, daß es keine Menschenmöglichkeit sei, daß ein Seelsorger es über's Herz bringe, ihre Gemeinde zu verlassen. Remigius Niederberger selbst hat an der Schützenkilbi 1857 einen schönen Toast gehalten, wie er grausam gern bei den Buochsern sei, und diese haben „Bravo“ gejauchzt im Schützenhause durch den ganzen Saal har bis auf die Stiege hinaus. — Aber einewäg, er hatte mit den Buochsern nicht geheirathet — !

Fortsetzung folgt, wenn die getreuen, lieben Landleute es verlangen.

Missionsthätigkeit der Schwestern von M. Rickenbach in Amerika.

Es sind 11 Jahre verflossen, seitdem die ersten Schwestern aus dem Kloster Maria Rickenbach, fünf an der Zahl, nach Amerika übersiedelten, um durch eine dort zu gründende Niederlassung an dem Missionswerk theilzunehmen. Diese junge Pflanzung gedieh unter dem sichtlichen Segen Gottes und trägt bereits ihre Früchte.

Es dürfte vielleicht manchem Leser des Nidwaldner-Kalenders erwünscht sein, etwas hievon zu vernehmen; wir wollen ihnen daher aus den authentischen Berichten der wohllehrwürdigen Oberinnen die bisher erlangten Erfolge in Kürze mittheilen, und verweisen im Uebrigen auf den Bericht im letztjährigen „Einsiedler Kalender“ (Ausgabe für Amerika. 1885), welcher auf Seite 64 u. f. Anfang, Entwicklung, Wachsthum und Ausdehnung der kleinen Colonie aus-

führlicher darstellt. Diese hat sich bereits schon in drei Mutterklöster entfaltet, aus denen wieder mehrere Filialen hervorgegangen sind, und zwar:

I. Neu-Rickenbach in Conception, bei der neuen Benediktiner-Abtei Neu-Engelberg im Staate Missouri. Dieses Mutterhaus zählt gegenwärtig 25 Profess-Schwester, 9 Novizinnen und 5 Candidatinnen. Es besitzt ein Pensionat von 60 Töchtern, welche sich zu verschiedenen Religionen, sogar der jüdischen bekennen; darunter gibt es jährlich 10—12 Conversionen. Der Unterricht umfaßt nebst den gewöhnlichen Sekundar- und Realfächern auch Physiologie, Botanik, Rhetorik, Logik, Vokal- und Instrumentalmusik; ferner Zeichnen, Malen, alle Arten von Stiderei, verzierte Handschriften u. s. w.; daneben ist Religionslehre die Hauptsache.